



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Rückwärts-Blick	289
Jesuiten in der Forschung. Von Alexander Mosskowitz	290
Graum. Von Konstantin Brunner	297
Neues Deutschland. Von Eberhard Freiherrn von Dandelsmann	299
Altes Deutschland. Von Moriz Grafen von Strachwitz	300
Stolische Ehre und Mad. Von Hans Stemming	302
Veris. Von Christian Morgenstern	305
Die belgische Frage. Von Theodor Wolff	307

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Großbeerenstraße 67.

1918.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wechenschrift "Die Zukunft" nur durch
Max Kirsstein,
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 0919 u. 108 10.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.50, pro Jahr M. 26.—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 7.25, pro Jahr M. 28.68; Ausland M. 7.80, pro Jahr M. 31.23.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Grebeenerstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W

Sobald erschienen:
Hochaktuell
Offener Brief
an die
Russische Regierung
und
Das russische Volk
von **M. Riwkess**
Preis 1 Mark

Vom selben Verfasser erschien:
Kann Russland den
Krieg gewinnen?
Der Pogrom u. Friedens-
appell an den Zaren
Ostjude und Konterbande
Preis je 60 Pf.
Georg Stavrides, Berlin, Wilhelmstr. 119

Krahe's Heilkuren

herzwecken eine innere unvollständige Des-
infektion des Körpers und sind zu emp-
fehlen für alle von heilbaren Krankheiten,
speziell für Lungen- und Magenkrank-
heiten. Gutacht u. Zeugnisabschriften
sow. gratis durch die ärztliche Lei-
tung des Krahe's Heilinstitut, Frank-
furt a. M., Börsenplatz 1.

Bank - Geschäfte

insertieren erfolgreich in der
Wechenschrift **Die Zukunft**.

Der
offen *Geist*
erfüllt man *Haltung*
der *Sin*
Woffisa
Zeitung
Berlin SW 68, Villhufstraße

Deutsche Bierbrauerei-Aktiengesellschaft.

Die auf 20% festgesetzte Dividende ge-
langt von heute ab mit M. 81.— nur bei
unseren Gesellschaftskassen in Berlin Char-
lottenburg, Dresden und Raaberg.
bei der Bank für Handel und Industrie in
Berlin, Frankfurt a. M., Hannover und
Strassburg i. E.
bei der Nationalbank für Deutschland in
Berlin.
bei dem Bankhaus Hardy & Co., G. m. B. H.
in Berlin.
bei dem Bankhaus Gebr. Arnhold in
Dresden.
bei der Bank für Brauindustrie in Berlin
und Dresden.
bei der Commerz- und Disconto-Bank in
Berlin, Hamburg und Hannover
zur Auszahlung.

Berlin, den 24. Januar 1918.

Der Vorstand.

Fürstenhof Carlton - Hotel

— Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Haupt-
bahnhof, linker Ausgang.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!
Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium
u. Insektarium.



Berlin, den 9. Februar 1918.

Rischnew-Kiew.

Nach langer Finsterniß freut Rumänien sich wieder eines Sonnenstrahles. Sein Heer ist in Keni und Rischnew eingezogen. Das vom Schwarzen Meer, von Dnjestr und Pruth begrenzte, von Trajans Römern der neuen Provinz Dazien angeflücht, von Aurelian den Goten überlassene Land, das von den Bessen den Namen Bessarabien empfing, kann sich ins dakowalachische Rumänenreich eingliedern. Jahrhunderte lang hat es, nach 1367, zur Moldau gehört; ist, aus tatarischer und türkischer Herrschaft, 1812 an Rußland gekommen, 1856 aber, im Pariser Frieden, der Moldau zurückgegeben worden. Der nahm es, auf Rußlands Antrag, der Berliner Kongreß. Vor vierzig Jahren hörte er die rumänischen Minister Bratianu und Cogalniceanu, die, als für eine Halbstunde, wie zuvor die Griechen, Zugelassene, von den Großmächten den Beschluß erbat, die Unabhängigkeit der vereinten Donaufürstenthümer anzuerkennen und ihr Gebiet nicht zu schmälern. Daß von der Moldau und Walachel Bessarabien nicht getrennt werden dürfe, hat schon (1782, in einem Brief an Joseph den Zweiten) Katharina gesagt. Nun wills ihr Ur-erkel, wider sein Wort, dem Fürsten Karol nehmen, dessen Heer ihm aus der Klemme von Plewna, zum Sieg über die Türken geholfen hat. Der kluge Karl Anton von Hohenzollern schreibt früh an den bangen Sohn: „Sollte Rußland auf dem Wiedergewinn des rumänisch-bessarabischen linken Donauufers beharren, so wäre Das eine Kalamität für Rumänien. Nach innen: weil,

troß siegreichem Krieg, sein Gebiet verkleinert würde; nach außen: weil eins der Endziele deutschen und österreichischem Strebens, die freie Donau, illusorisch würde.“ In Keni, Jmael, Bolgrad und anderen Orten am Römerwall ist der junge Fürst 1866 fast herzlicher als auf der Walachenerde begrüßt worden. Doch Alexander Nikolajewitsch will, wie vor und nach ihm mancher Kurzsichtige, daß der Krieg „Etwas einbringe“; wenn nicht Südenland, wenigstens den von der Schmach des Pariser Friedens ihm geraubten Theil Bessarabiens. Karol mag sich trösten: das Donaudelta und die Dobrudscha bis Küstendje (Konstanza) entschädigen ihn von dem Verlust. Der Ueberlistete hofft noch auf die Heimath; in einem Brief an den Deutschen Kronprinzen sagt er: „Ich wünschte, daß wir die Erhaltung Bessarabiens dem Deutschen Reich zu danken hätten, das eines Tages doch an der Umbildung der Orientdinge mitzuwirken haben wird; die Sympathien gewonnen dadurch eine feste Basis und könnten nicht mehr durch Intriguen gestört werden. Außerdem ist die Donau auch ein deutscher Strom und wir, als die Wächter seiner Mündungen, haben ein Recht auf Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage.“ Kann Bismarck, um einem Hohenzollern gefällig zu sein, auch diesem Russenwunsch die Erfüllung weigern? Auf Brailianus erste Frage antwortet er offen: Nein. Nirgend's Hilfe. Andrassy: „Wir können doch nicht für Bessarabien einen Krieg führen.“ Beaconsfield: „In der Politik ist Un dank oft der Lohn für wichtigen Dienst.“ Waddington, Frankreichs Erster Vertreter, müht sich wenigstens, den Rumänen Sllistria zu erlangen. Der Berliner Friede knüpft die Anerkennung der Unabhängigkeit an zwei Bedingungen: Gewähr des Bürgerrechtes an die Juden und Rückgabe des von den Thalwegen des Pruth und des Rilia begrenzten Gebietes.

Die Dobrudscha, auch den 1913, im Bukarester Frieden, fast mühlos erworbenen Theil, haben die Rumänen an Bulgarien verloren, daß die Geburtsstott seiner ersten Reichseinheit nur der Gewalt wieder räumen würde. Da der vor vierzig Jahren den Rumänen aufgezwungene Tausch sie Schade und Schande dünkte, müssen sie zufrieden sein, wenn Bessarabien, das sich seit ein paar Wochen Republik nennt, gar bis nach Kischeneu, ihrem Kischlanu, hinauf, sich ihrem Staatsverband einfügt. Ob sie dessen Rechtsform wahren oder ändern wollen, ist zunächst ihre Sache. Nur: mit Galatz und Braila als Hafenvororten kann ihr Handel nicht

aufkommen. Vernunft rät, ihnen Konstanza zurückzugeben, daß Bulgarien entbehren kann. Rät auch, den in Ungarn lebenden Rumänen alle dem Staatsbestand unschädlichen Selbstverwaltungrechte zu gewähren. Das zarische Rußland hat, ohne den Pruihlöder, Rumänien in den Krieg zu locken vermocht und dann ohne wirklichen Beistand gelassen. Das republikanische Rußland hat es gehöhnt und bespien. Mit der Wunde von 1878 verharst auch die Erinnerung an den Eiswind, der von Berlin und Wien damals an die Untere Donau wehte. Hier ist rascher und nutzbarer Friedensschluß möglich. Und Serbien, Montenegro, Griechenland werden den Westmächten nicht lange fügsam bleiben, wenn sie sehen, daß Rumänien sich in leidlichen Frieden gebettet hat.

Auch mit der Ukrainerrepublik kann morgen Friede werden, wenn die Kunde vom Sieg der Centralrada bestätigt wird. Wahrscheinlich klingt sie. Den Leninisten, deren Dünkel sich vermaß, von Petrograd aus die in Sinsfluth gerissene Welt vom Fluch des Kapitalismus zu lösen, naht mählich wohl der Sonnenuntergang. Nach schnellem Friedensschluß mit Rumänien wäre die Freiheit der Ukraina, im Nothfall mit deutscher und austro-ungarischer Waffenhilfe, fest zu verbürgen. Nur darf der Politiker nicht vergessen, daß sich hier um Land handelt, dem ein außerstandenes Ruffenreich nicht, wie dem bessarabischen Zipfel, entsagen wird. Die Ukraina ist noch, wie sie, nach Gibbons Schilderung, die aus Preußen hingewanderte Gotenhorde fand. „Der Reichthum an Wild und Fischen, die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, der hohe Wuchs des Hornviehs, die Fülle dichter Bienenschwärme: Alles zeugt von der Ueppigkeit dieser Natur.“ Die Kosaken, Saporoger und andere, haben nicht viel für das Land gethan. Und an der Kornkammer, dem Heerdenparadies hastet auch der Duft des ältesten Ruffenmythos. Kiew, der von Rij, dem ältesten dreier Slawenbrüder, gegründete Wallfahrtsort, ist ihm die Mutter aller Ruffenstädte; ehrwürdiger noch als Nowgorod: weil es die Krippe der russischen Christenheit wurde. Aus Kiew, das seit 882 die Hauptstadt Rußlands war, fuhr die Großfürstin Olga, Igor's Witwe, mit großem Troß zur Taufe nach Konstantinopel. In Kiew wurde ihr Enkel Wladimir von seiner Frau, der Schwester des Kaisers Basilus, überredet, mit seinem Volk den Glauben an Jesus Christus zu bekennen. Durch Kiew's Straßen wird das gestern noch von Wladimir angebetete Standbild des slawischen

Donnergottes Perun geschleppt, an jeder Ecke ihm der silberne Kopf, der Goldbart, der Rumpf von zwölf stämmig Wilden geprügelt und das zerbeulte Scheusal dann in den Fluß geschleudert. Ein Ufaß des Bekehrten behmt jeden noch den Höfen Unhangenden als Feind des Hellands und des Großfürsten; befiehlt, die Leichen der ungetauften Brüder Wladimirs auszugraben und durch den Segen der Christenpriester zu weihen. Bei Kiew gräbt sich, im elften Jahrhundert, der Pope Hllarion die Höhle, die sich, unter dem Abt Theodosios, zu dem Höhlenkloster, der Kicjewopetscharstaja Lawra, weitet und über der bald dann die steinerne Kathedrale himmelan ragt. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt, noch in den Wirbeln der Satarenfluth, Kiew allen Nordslawen die Glaubenshauptstadt; und kehrt aus litauischer und polnischer Herrschaft in den alten, von Trennungsweg noch geheiligten Glanz zurück. Gleich nach der Taufe und Verlobung muß die Großfürstin Katharina Algejewna mit ihrem Peter, mit Mutter, Schwiegermutter, großem Gefolge und Schlafwagen nach Kiew pilgern. (Unterwegs wird, mit hohen Einsäzen, lustig Pharaos gespielt.) Hinter den Priestern, Mönchen, Nonnen, Heiligenbildern und Kirchenfahnen tummeln sich am Einzugstag die von Wladimir entthronten Heiligengötter; und in der Maske des greisen Stadtgründers Rih huldigt ein Student der Kaiserin und dem Brautpaar. Zehn Klöster, achtzig Griechenkirchen: so sieht die Stadt heute aus, die kaum dreihunderttausend Einwohner zählt, in jedem Jahr aber beirähe ebenso viele Pilger umfängt. Nach Kiew trugen die Krimtataren den Wunsch, sich, mit dem Recht auf Selbstverwaltung, der Ukraina einzuordnen; kam von den galizischen Ruthenen die Zustimmung zu dem Beschluß, dem neuen Polen nicht einen Zoll der Ukrainererde von Cholmland, Poblachien, Wolhynien hinzugeben. In Kiew empfahl der Bauerkongreß und ein wunderliches „Völkerparlament“ den Eintritt in die Vereinigten Staaten von Rußland. Die hat den nicht von Raub oder Bettel Lebenden der Leninismus verleidet. Wer ihn aus dem Feuermeer aufschäumenden Hasses retten will, entreißt dem Reich Kuriks und Katharinens die Randländer an der Dnisee und am Schwarzen Meer. Ohne Kiew, Odessa, Charkow wäre nicht, würde nie wieder Rußland. Friede mit der Ukraina kann uns nur gedeihen, wenn ihn der von Vernunft aus Chaos entbundene Ruffenstaat ohne Gram bestätigen darf.

Jesuiten in der Forschung.

Die nachfolgenden Ausführungen sind, weitab von jeder politischen oder kirchlichen Betrachtungart, ausschließlich nach exakt-wissenschaftlichen Gesichtspunkten orientirt. Sie sollen mit Betonung der Fachleistung, gleichsam statistisch, die merkwürdige Beziehung der Jesuiten besonders zur Mathematik erfassen und die Thatsache feststellen, daß eine Reihe der wichtigsten Ergebnisse in dieser Wissenschaft auf Mitglieder des Ordens zurückzuführen ist. Der Weg zu den Quellen ist mit Mühsal gepflastert, aber er liefert reiche Ausbeute, selbst wenn man sich begnügt, die Ergebnisse nur anzudeuten. Das Material soll hier in leicht faßlicher Form dargestellt werden.

Wo man auch an die Pforten der Mathematik klopft: stets erscheint der selbe Pfortner am Thor; und gleich er, der große Schloßbewahrer und Auskuntertheller, der Sachkundige und Wegweiser in allen unendlichen Gängen des Riesenbaues, stellt sich als dem Orden verpflichtet vor. Es ist Jean Etienne Montucla. Sein Geschichtswerk, 1754 begonnen, ist klassisch geworden, er selbst darf als der Herodot der Mathematik bezeichnet werden. Ob er es im Orden bis zu den formellen Weihen gebracht hat, weiß ich nicht. Daß er seine Anregung und wissenschaftliche Ausbildung auf einem Jesuitenkolleg, in Lyon, empfing, ist gewiß. Mag sein Werk auch in unseren Tagen durch das noch monumentalere von Cantor überholt sein, so bewahrt es den Ruhm als des Ersten, der alles Versprengte, schwer Lesersiche, kaum Auffindbare zur großen Einheit einer Geschichte aufbaute, die einst die erschöpfende war und noch heute ihren Rang behauptet. Nicht abzutrennen ist Montucla von Lalande, dem bedeutenden Astronomen, den die Gleichrichtung der Studien an dem selben Jesuitenkolleg mit ihm verband. Es würde vom Weg abführen, wenn wir dieses Jesuitenzöglings Sonder Spuren am Firmament verfolgen wollten; hier sei nur gesagt, daß er ungefähr fünfzigtausend Sterne bestimmte und seine himmlischen Weisheiten mit irdischem Weltmannschliff als „Damen-Astronomie“ vortrug. Dem Stern Montucla bestimmte er aber die Richtung: dessen großartiges Geschichtswerk entstand auf sein Drängen und wurde nach seinem Tode von Lalande fortgeführt.

Der Pfortner hat uns geöffnet und weist uns in den Flügel der forschenden Obedienten. Wir betreten zuerst die Arbeitsstätte des Jesuiten Christoph Scheiner, der eben (vor rund drei Jahrhunderten) im Begriff steht, einen bekannten Satz der Pla-

nimetrie aus der Mechanik des reinen Denkens in die zeichnerische Praxis zu verpflanzen. Er erfindet den „Storchschnabel“, ein Werkzeug, das die Lehre vom Parallelogramm in zweckdienliche Wirklichkeit übersetzt. Man kann damit irgendwelche Zeichnung oder Landkarte aus einem Größenverhältnis in ein anderes übertragen. Die Erfindung Scheiners, die bei ihrem ersten Austausch Staunen erregte, kann noch heute als ein kleines Wunder betrachtet werden: sie verleiht einem Zeichnerstift mathematische, ja, künstlerische Denkraft und giebt ihm die Fähigkeit, nach vorgelegten Originalen Ähnlichkeit in bestimmtem Maßstab zu schaffen. Aber auch in die höhere Mathese verstieg sich Scheiner mit einem Verfahren zur mechanischen Herstellung von Kegelschnitten, beschrieben in einer Lateinschrift, die 1614 in Ingolstadt erschien. Sein Name knüpft sich noch an ein Phänomen, das sich gerade in den Froschhauern der allerneuesten Zeit zu unliebsamer Bedeutung ausgewachsen hat: er war der Entdecker der Sonnensflecken, verwickelte sich aus diesem Anlaß in einen Prioritätsstreit gegen Galilei, worin sein Anspruch auf das Vorrecht der Berechnung sicher begründet ist. Aus der Beobachtung der Flecken erkannte er zuerst deren Eigenbewegung; und vermochte, unabhängig davon, als Erster die Rotationszeit der Sonne und die Lage ihres Aequators zu bestimmen. Fügen wir hinzu, daß er die erste Karte der Mondberge entwarf, daß er sich auch in der Optik durch ein Experiment verewigte, das noch heut seinen Namen trägt, so ergibt sich ein höchst stattlicher Ausweis zu Gunsten dieses Forschers, der in Neisse Rektor des Jesuitenkollegiums wurde.

Der Jesuit in der benachbarten Arbeitszelle ist Franz von Aiguillon, genannt Aquilonius, geboren 1566 in Brüssel, der Erste seines Zeichens, der in Belgien Mathematik lehrte. Ausgehend von physikalischen Betrachtungen, die er zu einem Sechsbänder über Optik verdichtete, gelangte er zur Projektion-Lehre, besonders zur projektivischen Abbildung kugeliger Gebilde auf Ebenen. Eigentlich eine phantastische Beschäftigung: das Auge des Betrachters vertieft sich in den Mittelpunkt der Erde, wandert an die Oberfläche und fliegt bis in die Unendlichkeit, befestigt sich an den Polen gedachter Kugeln, um die abzubildenden Punkte des Erdglobus in bestimmten Perspektiven zu erfassen. Aber das Phantastische liegt nur in der Methode, während die Ergebnisse den praktischen Bedürfnissen der Kartenentwürfe dienen. Längst sind die Namen „orthographische“, „stereographische“ Projektion in alle Abhandlungen übergegangen; zum ersten

Mal wandte ſie Aquilonius an, der auf dieſem Gebiet den Rang eines Pfadfinders verdient.

Ganz im Abſtrakten ſchwebte ſein Ordensbruder, der belgiſche Jeſuit Jean Charles de la Faille. Sein in Antwerpen 1632 gedrucktes Werk „Theoremata de centro gravitatis partium circuli et ellipsis“ beſchäftigt ſich mit Aufgaben, die, vom Standpunkt unſerer Zeit geſehen, mit einem unmöglichen „Wenn“ operiren. „Wenn“ die Quadratur des Kreiſes gefunden würde, ſo beweist der ſcharffinnige Jeſuit, dann ließe ſich der Schwerpunkt jedes Kreisabſchnittes beſtimmen; und er liefert auch die Methode, aus der Kenntniß der Schwerpunkte die Quadratur abzuleiten. Genau ein Vierteljahrtauſend ſpäter haben Lindemann und Weierſtraß das vorausſetzende „Wenn“ aus dem Gebiet der lebendigen Hoffnung herausgeſchafft und auf dem großen Friedhof der Unmöglichkeiten begraben. Der belgiſche Jeſuit manövrirte alſo eigentlich im Felde des Unerfüllbaren, wenn auch ſeine Beweisführung allen Anforderungen der in ſich geſchloſſenen mathematiſchen Logik entſprochen haben mag.

Großen Reſpekt hätten wir dem Nächſten zu bezeugen, deſſen Name auf ewig mit einem zum eiſernen Beſtande der Wiſſenſchaft gehörigen Satze verbunden bleibt. Manchen, der von der „Guldinſchen Regel“ als von einem Verfaſſungsartikel der Raumlehre vernommen hat, wird es überraiſchen, zu erfahren, daß auch Guldin ein Jeſuit geweſen iſt. Seine einprägsame Regel, die ſich im Weſenskern mit dem Beweis des De la Faille berührt, beſagt: daß der Inhalt jedes Umdrehungskörpers gefunden wird, wenn man die Größe der Drehfläche mit dem Wege multipliziert, den der Schwerpunkt dieſer Fläche beſchreibt. Ein eleganter Satz, den zwei ſchöne Kennzeichen zieren: die Allgemeinheit und eine dem Beweiſe voraneilende Kraft des Einleuchtens. Und dennoch: der Lorber ſitzt nicht ſonderlich feſt auf dem Haupt des Paul Guldin. Denn der Name Guldinſche Regel beſteht ſo zu Unrecht wie der Name „Amerika“, der die Ehre auf den Nachfahren Amerigo Vespucci häuft, ohne von dem wirklichen Entdecker Notiz zu nehmen. Kepler und Rocca hatten die Schwerpunkt-Weiſheit vor Guldin. Und auch damit wären wir noch nicht beim urſprünglichen Finder. Der wohnte in Alexandria, hieß Pappus und hatte den ſchönen Rotationſatz ſchon zwölfhundert Jahre vor Guldin entdeckt. Ungerechte Bevorzugung in der Titulatur iſt nicht vereinzelt und gehört mit vielen anderen in das lange Register, das uns von den Launen der Dame Wiſſenſchaft erzählt.

Mit dem Verdegang unseres Leibniz bleibt der Name des Jesuiten Honoratus Fabri verbunden, nicht gerade innig, doch immerhin merkwürdig. Fabri war Jesuit am Ordenskollodium in Lyon, wurde später nach Rom berufen und wirkte dort in hervorragendem Amt am Gerichtshof der Inquisition. Er inquirirte aber auch die Mathematik; und sein Werk von 1659 „Synopsis Geometrica“ gehörte neben den Graxtschriften eines Huyghens, DesCartes und Pascal zu den Grundlagen, auf denen Leibniz seine eigenen Bedeutsamkeiten aufzubauen verstand.

Handelte es sich im Falle Galilei um ein Nachentdecken, so scheint in dem folgenden die Gleichzeitigkeit hervorragender Geistesthaten vorzuliegen. Ignace Gaston Pardies, Magister am Jesuitenkollegium von Pau, untersuchte die Eigenschaften der merkwürdigen Krummlinie „Cykloide“ und erkannte dabei, daß ein Schwerkörper, der auf einem absteigenden Cykloidenarm gleitet, stets in genau der selben Zeit beim Tiefpunkt anlangt, einerlei, in welcher Entfernung er die Fallbewegung beginnt. Diese Ansage gehört zu den Ueberraschungsfähigen, die sich abseits von jeder vorbestehenden Evidenz entwickelt haben; aus der Unendlichkeit aller Kurven hebt sich die Cykloide durch den Gleichzeitfall als ein vereinzeltet Wunder heraus. In die Ehren der Beweisfindung theilen sich Pardies und Huyghens, die fast zu gleicher Zeit, unabhängig von einander, schufen.

Bis in die Tieflichkeiten der Geometrie führen die gelehrten Traktate des Girolamo Saccheri, beinahe bis in die Urgründe, wo die Zweifel an der Alleingiltigkeit der Euklidischen Sätze wurzeln. Saccheri (1667 bis 1733) war Jesuit und bewährte seine Lehrthätigkeit an dem vom Orden geleiteten Kollodium der Brera in Mailand. Er hat seinen Ruhm nicht erlebt und die Tragweite seiner Untersuchungen auch wohl kaum geahnt. Erst ein Jahrhundert später setzte an einem von Saccheri erreichten Punkt jene grundstürzende Kritik ein, die eine „Nicht-Euklidische“ Geometrie abspalten sollte. Er selbst bekannte sich noch fest zu der Ausschließlichkeit des Euklid; und dennoch muß man heute, wenn man nach Bolhai, Lobatschewskij und Riemann von einer Uebergeometrie redet, die Stammlinie des revolutionären Gedankens auf Saccheri zurückleiten.

Zwei andere Jesuiten, Gregorius von Sanct Vincentius und Alfons Anton de Sarasa, finden wir auf gleichlaufenden Wegen zu den selben Erkenntnißzielen. Es ging ihnen ähnlich wie den Alchemisten, die Gold machen wollten und Porzellan im Stiegel fanden. Das Gold-Phantom blieb auch für sie die

Quadratur des Kreises; und als höchst werthbares Nebenprodukt ergab sich bei ihnen das Auftreten von Logarithmen bei gewissen eigenthümlich begrenzten Flächenräumen. Das große Werk des Gregorius erschien gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs in der ungeheuren Ausdehnung von 1225 Folienseiten. Die Literatur nennt im Zusammenhang damit als Beurtheiler für und gegen noch eine Reihe anderer Männer, darunter Léotaud und Tacquet, die jedenfalls in einem Punkt übereinstimmen: sie gehörten allesamt zur Kongregation der Jesuiten.

Hätten wir unser Thema nicht auf diese allein gestellt, sondern auf andere Ordensgemeinschaften und darüber hinaus überhaupt Priester, Klösterliche, Domherren, Aebte, Professoren der Theologie zum Wettbewerb zugelassen, so würden wir überhaupt schwerlich ans Ende gelangen. Oft erscheinen sie in der Geschichte der Mathematik als die Stützen der forschenden Gesellschaft; um nur einige der allerberühmtesten außer der Reihe zu nennen: Cavalieri, der Jesuit und Schöpfer der Indivisibilen, Pater Merenne und Nicolaus Cusanus, der, zwischen Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Mathematik schwebend, bei einer besonders gelungenen Schwingung bis zur Höhe eines Kardinals aufstieg. Sehr anspruchsvolle Leser könnten die Leiter noch weiter nach oben verlängert wünschen. Ihre Forderung soll erfüllt werden. Einst lehrte in Reims ein genialer Mathematiker, der neben anderem Verdienstlichen die arabischen Ziffern ins Abendland einführte. Nach seiner bürgerlichen Matrikel hieß er Gerbert; als Silvester der Zweite ist er anno 999 Papst geworden. Mathematisch gesprochen, bedeutet seine persönliche Laufbahn die einmalige Lösung einer beispiellos schwierigen Maximal-Aufgabe.

Charlottenburg.

Alexander Moszkowski.



Traum.

Es war, als säße ich im Theater. Die Szene ein freier Platz in einem Dorf; in der Mitte eine uralte, mächtige Linde. Ich konnte Alles unterscheiden, trotzdem Alles in Finsterniß lag. Der Vordergrund angefüllt mit Menschen; ganz vorn, etwas von den übrigen abge sondert, der Sprecher. Sprecher mit wundertiefer, wunderweicher Stimme; so hatte ich sie einmal in Jünglingstagen von einem Mönche gehört. Der Sprecher — der Klager: er klagte die ungeheure

Angst, die auf Allen lag; und Alle klagten. Eine verhabene und heilige Klage, groß und furchtbar, wie Weltuntergang.

Wahrhaft so. Denn die Menschen dieses Dorfes waren die Menschheit, dieses Dorf war die Welt und ihr Untergang sollte hereinbrechen. Der Sprecher erzählte, wovon ich allen Zusammenhang vergessen habe, doch war viel die bedeutende Rede von einem geheimnißvollen Mann mit seltsam schauerlichem Namen; ich besinne mich nicht mehr auf den Namen, aber im Traum war er mir fürchterlich. Noch fürchterlicher dieser Mann: er stand seitab, an den Thurm der Kirche gelehnt, ein Kaurer, ein Schrecker, wie der Gegenmensch zu Christus, und so sprach, es war Saras. Wem waren die Bewohner des Dorfes, durch Schuld und Vertrag, versallen und nichts konnte sie retten als allein Dies: wenn in der letzten Stunde die alte Dorfuhren von der Kirche herunter, statt Zwölf, Dreizehn schlagen würde.

Und nun lebten wir die schwere letzte Stunde der Frist; in jedem Augenblick konnte die Uhr anheben, zu schlagen. Der herzerreißend ungeheure Jammer und, wie ein wildes Flehen und Beten, die Hoffnung auf das Wunder wurde gewaltig ausgesprochen, in immer kürzer hervorbrechender Stokrede. Dazwischen athemlose Pausen der verzweiflungsvollsten Erwartung; und Aller Blicke wie fest hingezaubert auf die Stelle zur Seite des Hintergrundes, wo, noch schwärzer als die schwarze Finsterniß, der Thurm zu erblicken war. Jetzt, langsam und langhinzitternd, ganz ausschwingend, als wäre es schon der letzte Schlag und alle Kraft des müden Werkes damit hingestorben: der erste Glockenton der Mitternachtstunde. Und so ein Schlag nach dem anderen. Zwischenhinein durch des Sprechers Zähnen: Eins, Zwei, Drei, Vier und so fort, jedesmal wie schrecklich verwallender Schrei; und, ein dunkles Echo, wiederholten Alle die Zahl. Unjählich grausig war das Zählen und mein Herz war unsäglich gequält von dem Anblick dieser Versammlung; ich hielt es fest mit den Händen: nun mußte es zerspringen und das Gräßlichste kommen. Da hatte der zwölfte Schlag geklungen: den zählte Niemand. Das Herz stand still, war Eis; wir Alle lagen hin am Boden und wanden uns, als wollten wir in uns selber hinein verschwinden. Es war Stille wie der Tod; und ewig lang so Stille. Auf einmal: der dreizehnte Schlag! Sofort darauf ein dumpf klatschender Ton wie vom Fall eines lebendigen Körpers aus großer Höhe auf den steinigen Erdboden.

Der Fürchterliche mit dem schaurig klingenden Namen, von ihm selber war die Welt gereitet worden. Er hatte am Thurm, von außen her, sich in die Höhe gewunden und geschlungen wie eine Schlange und im letzten Augenblick mit Riesenstärke den Zeiger herumgerissen, daß es zum dreizehnten Mal klingen mußte; dann war er, mit dem abgebrochenen Zeiger, in die Tiefe geschlagen und tot gefallen. Thurm und Kirche fielen über ihn zu Trümmerhaufen und die Menschheit war erlöst; nun wirklich erlöst.

Potsdam.

Konstantin Brunner.

Neues Deutschland.

Die Soziale Frage ist nicht nur in der Politik von Bedeutung, sondern eine höchst persönliche Angelegenheit jedes Einzelnen. Die Stellung, die das Einzelindividuum zur Gesellschaft einnimmt, ist sicher während des Krieges anders geworden; das Allen Gemeinsame ist mehr in den Vordergrund getreten. Ueber die Neußerlichkeiten hinweg sucht man den Kern des Menschen zu erfassen, Daß dabei auch viel Unerfreuliches sichtbar wird und der Egoismus sich oft nach zeigt, ist natürlich. Meist aber sieht es aus, als ob über dem rein Menschlichen alle Normen der Gesellschaft, die bisher gültig waren, in Vergessenheit gerathen und die Unterschiede zwischen den Ständen und Berufen aufgehoben seien. Doch nicht von der Aufhebung aller sozialen Schranken darf man eine Neubelebung der Gesellschaft hoffen, sondern von neuer Begrenzung auf der Grundlage, die allen Ständen und Berufen gleichen Werth zumißt.

Wie kein anderes Volk der Erde stützt sich das deutsche auf Tradition. Die ist nicht das Produkt willkürlicher und planlos waltender Kräfte, sondern hat sich in stetem Kampf gegen feindliche Elemente gebildet. Auch die Monarchie, König- und Kaiserthum, beruht auf Tradition. Wer will leugnen, daß auch diese Institution noch der Besserung bedarf? Das Volk empfindet das Steuerprivileg der Fürsten als eine Ungerechtigkeit. Und noch immer bleibt in der Erziehung der Fürsten Manches der Aenderung bedürftig; noch immer spielen Höflinge und Schmeichler, besonders an kleinen Höfen, eine zu wichtige Rolle. Die Zeiten, wo unsere Fürsten sich mit bedeutenden Menschen, die zugleich Charaktere waren, zu umgeben wußten, scheinen an manchem Ort vorüber. Die Erziehung ist wohl vielseitig, aber oberflächlich, der Interessentkreis oft eng, in Sport und Jagd, beschränkt. So innerlich tief begründet und berechtigt unser Fürstenstand ist: in Zukunft darf auch ihm keine Arbeit zu schlecht, keine Mühe zu groß, darf ein fürstlicher Nichtsthuer nicht mehr möglich sein.

Neben dem Fürstenstand ist der Adel der Träger einer alten und guten Tradition; und er kann auf viele Leistungen der ihm Angehörigen mit berechtigtem Stolz hinweisen. Aber daneben giebt es noch viele hohle Aufgeblasenheit und thörichten Dünkel, Schuld daran trägt freilich nicht nur der Adel, sondern auch der Bürger und Bauer, der, besonders im Osten, selbst dem nicht durch tüchtige Arbeit bewährten Adel eine unwürdige Ergebenheit zeigt. Der Adel kann nur soziale Anerkennung fordern, wenn er sich durch besondere Tüchtigkeit auszeichnet, in jedem Beruf sich bethätigt und für keine Arbeit sich zu gut dünkt. Dem Bürgerthum, das in Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft die Führung hat, drohte mehr noch als dem Adel die Gefahr, durch allzu eifriges Streben nach Genüssen aller Art den Sinn für ideale Güter, für das letzte Ziel aller Menschenentwicklung verkümmern zu lassen. Nur, wenn

es sich wieder auf die Höhe seiner besten Tage zu heben vermag, wird es das Hinabgleiten in eine Weltanschauung vermeiden, die den Keim des Verfalles in sich trägt.

Der Grundbesitzer und Bauer hat sich in täglichem Verkehr mit der Natur ziemlich rein erhalten. Zwar zeigt der Krieg auch in dieser Schicht nicht nur Löbliches; und schon zuvor hatte die Sucht nach städtischen Vergnügungen und schnellem Gewinn manchen Landmann ins Verderben gebracht. Das waren Ausnahmen. Die Staatskunst muß versuchen, den Landwirth an seine Scholle zu fesseln, sie ihm lieb und werth zu machen; und der Agrarier selbst muß in jeder Stunde der wichtigen Pflicht eingedenk bleiben, die er dem Volk und dem Staat schuldet, und darf sich nicht in Neid gegen die schneller Verdienenden hegen lassen.

Auch in der neuen Form der Gesellschaft, die sich nach dem Krieg bilden wird, bleiben die einzelnen Stände bestehen. Aber die Grenzen, die sie sich bisher selbst zogen, müssen sich bald verschieben. Die Stellung des Einzelnen darf nur noch durch die Liebe zur Sache und durch den Werth der Leistung bestimmt werden. Das gilt insbesondere von den Beamten und Offizieren. Nicht der Schein, nur das Sein darf hier entscheiden. Jeder Berufsstand muß den anderen achten, thörichter Rangstreit, würdeloses Streben nach Titeln, Orden, Gunst und kleinerem Vortheil muß aufhören. Diese Entwicklung ist nur möglich, wenn der Einzelne sich durchaus sicher in seinem Berufe fühlt und ihn als den edelsten empfindet. Der Beamte soll den im Rang tiefer Stehenden nicht verachten, aber auch den Vorgesetzten nicht dienerhaft umschmeicheln. Das verträgt sich nicht mit der Menschenwürde. Nicht ohne Grund haben andere Völker uns den Hang in Erniedrigung vor dem Militär spottend vorgeworfen. Dadurch muß Dünkel gezüchtet werden, den die Zeit nicht mehr duldet. Nicht die Uniform, nicht der Titel oder Orden macht den Mann, sondern allein seine Tüchtigkeit. Freie und stolze Menschen, die ihres Werthes bewußt sind, vor keinem Sterblichen sich beugen, unbehirtet durch die Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens ihren Weg gehen und nicht nach Gunst und Geld haschen: solche Menschen braucht Deutschland. Der Weg, den unser Volk nach diesem entsetzlichen Krieg zu gehen hat, kann ihm wohl durch eine verständige Regierung gewiesen und geebnet werden; gehen aber muß es ihn selbst.

Wensberg. Dr. Eberhard Freiherr von Dandellmann.



Altes Deutschland.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gebiethes,
Land der Freien
Und Getreuen,

Land der Adler und der Leuen,
 Land, Du bist dem Tode nah,
 Sieh Dich um, Germania!

Dumpf in Dir, o Kaiserwiege,
 Gährt der Keim der Bürgerkriege;
 Tausend Jungen
 Sind gedungen,
 Tausend Speere sind geschwungen,
 Fieberträumend liegst Du da,
 Schüttle Dich, Germania!

Lautes Jürnen, leises Munkeln,
 Lüge, die da würgt im Dunkeln,
 Zucht und Glaube
 Tief im Staube
 Und der Zweifel würgt die Taube,
 Immer: Nein! Und nimmer: Ja!
 Sage Ja, Germania!

Auf den Knien bete, bete,
 Daß der Herr Dich nicht zertrete!
 Vor dem Jaren
 Der Tataren
 Er Dich möge treu bewahren,
 Denn Sibirien ist gar nah,
 Sieh Dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
 Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
 Daß kein Marat
 Dich verführe
 Und Dich dann septembrisire,
 Denn die Marats sind schon da,
 Wahre Dich, Germania!

Daß Dich Gott in Gnaden hüte,
 Herzblatt Du der Weltenblüthe,
 Völkerwehre
 Stern der Ehre,
 Daß Du strahlst von Meer zu Meere
 Und Dein Wort sei fern und nah
 Und Dein Schwert, Germania!

Graf Moriz von Strachwitz (der 1847 starb),



Zwischen Chiers und Mad.

Von der belgisch-lugenburgisch-französischen Ede her schlängelt sich die Chiers zur Maas, an Longwy, Longuyon, Montmédy und Carignan vorbei.

Longwy, die Vaterstadt von Mercy, der 1645 bei Nördlingen im Bayernland im Kampfe gegen die Kruppen Condés und Turennes Schlacht und Leben verlor, ist seit 1678 französischer Besitz und weiß von 1792, 1815, 1870/71 und 1914 Manches zu erzählen. Der Schöpfer der nach dem Frankfurter Frieden notwendig gewordenen Militärgrenze nach Osten zu, von Longwy nach Montbéliard, ist der General de Rivière. Die Oberstadt von Longwy mit ihren Festungswerken überragt um 120 Meter das Thal mit seinen Hochöfen. Dem Eisen in der Erde und den Stätten seiner Verarbeitung verdankt der Kanton von Longwy das Wachsthum der Bevölkerung, deren Zahl von nicht ganz 17 000 im Jahr 1872 zu fast 42 000 im Jahr 1906 gestiegen war; und ähnlichen Aufschwung weist der ganze Bezirk von Briey auf, dem Longwy angehört. Er ist in den 34 Jahren um nahezu 43 000 Menschen reicher geworden, dank dem Erz in seinem Grunde: *richesse insoupçonnée heureusement en 1871*, schrieb noch 1910 Onésime Reclus; „sonst hätten wirs nicht behalten.“

Der Kanton von Longuyon freilich und sein Hauptort haben den raschen Marsch verschmäht und sind beinahe die Alten geblieben. Friedlich überragt die romanische Kirche aus dem zwölften Jahrhundert das Flätschen, dem sich hier die Crusnes vereint. Der Arrondissement von Montmédy vollends im Maasdepartement ist rückwärts gewandelt und in der genannten Zeit um fast 10 000 Seelen verarmt, Montmédy selbst besteht, wie Longwy, aus Hoch- und Niederstadt; und wie dort, geht hier die Festungsanlage auf Vauban zurück. Auch Montmédy ward 1815 genommen und hat 1870 lange und wacker widerstanden. Sieben Kilometer nordöstlich von ihm besitz das Dorf Vioth vor seinem beachtenswerthen gothischen Gotteshaus als einziges seiner Art in Frankreich das graziose, ganz durchbrochene Bauwerk einer Kapelle aus dem vierzehnten Jahrhundert, der Recevresse. Sie empfing die Opfergaben der Gläubigen. Carignan (der Hoffnungsruf Wimpffens, als er am ersten September 1870 den von Bazailles her begonnenen Rückzug in neues Vorgehen zu wandeln befahl), mit noch Resten seiner alten Mauer, im Departement der Ardennen und Sedan als Hauptort des Arrondissement unterstellt, sah seinen Namen *Vvois* (*Vvooy*), in dem noch deutlich die Benennung der gallisch-römischen Zeit erkennbar war, sich in den von heute wandeln, als es Ludwig der Vierzehnte 1662 zu Gunst eines Derer aus dem Hause von Carignan, des Eugen Moritz von Savoyen, Grafen von Solifons, der nicht allzu lange darauf durch Mazarins Richte Olympe Mancini Vater des später so berühmten Prinzen Eugen ward, zum *duché* und zur *pairie* erhob.

Der Halbierungspunkt einer von Carignan nach Montmédy gezogenen Geraden bezeichnet annähernd genau die Stelle, wo um die Mitte des sechsten Jahrhunderts Saint-Walfrid dem Kult der Ardennebdiana ein Ende machte und den Gefreuzigten kündete. Da er wohl die kleineren aus Holz grob gehauenen Bilder zu stürzen vermochte, aber nicht die Kraft hatte, den ungefügten Stamm der Hauptfigur umzureißen, stieg er, nahten sich Betende, auf einen von ihm zu einer Art Säule umgewandelten Baum und verwies ihnen ihr Thun, bis es sein Feuereifer (auch Eiszapfen im Barte vermochten den nicht zu fühlen) zu Wege brachte, daß kräftige Arme das Werk der Heiden niederlegten. Bischöfe stürzten die lustige Kanzel des Säulenhelligen und drangen auf Gründung eines Klosters, wo bei einem Besuch in den achtziger Jahren sich Gregor von Tours lange mit dem bescheidenen Manne unterhielt. Da war der Himmel von einem Nordlicht durchröthet; und die beiden Heiligen nahmen es als Drohzeichen kommender schreckenswangerer Zeit.

Südwestlich von Montmédy hat die Woëvre noch ein ansehnliches zusammenhängendes Stück von 4000 Hektaren ihres alten Forstes bewahrt, während sie sich sonst heute, von kleinen Wäldern abgesehen, als weite Ebene mit fettem Mergelgrund zeigt, wo fruchtbares, aber sauer zu durchpflügendes Ackerland mit Wiesen und Buschwerk wechselt, wo Obstbäume die Dörfer umkränzen und über zahlreichen stehenden Wassern der Nebel wallt, Teichen, die sich von der Größe dessen von Lachaußée mit seinen 350 Hektaren bis zu den Tümpeln der crachottes verringern. Zwischen Maas- und Moselhöhen gebettet, sah von Alters her die Woëvre am Rupt de Mad ihre Südgrenze, während heute der Name schon schwindet, ehe man im Norden die Ehiers erreicht, bis zu der, wie sogar weiter nordöstlich zur jetzt luxemburgischen Elz, das Mittelalter den Pagus Vabrensis (Wavrensis, Wabrinsis), dessen einen Theil die Grafschaft Verdun einnahm, zu rechnen pflegte; denn nicht erst in den Berichten von unserm Krieg hat Geschichte das Wort niedergeschrieben.

In einer Verschwörung gegen den jungen Merowingerkönig Childibert den Zweiten von Austrasien, seine Mutter Brunhild und seinen Onkel, König Guntchramn von Burgund, zogen sich 587 Ursio und Bertifred (Vertefredus) mit bewaffneter Schaar ins Woëvre-lastell zurück, das einem Hofe Ursios benachbart war. Das war ein steiler Berg im Woëvregau, an dessen Fuß das genannte Besitztum des aufständischen Großen lag. Den Gipfel krönte eine Kirche zu Ehren des Heiligen Martin. Der Name „Kastell“ gründete sich auf eine angebliche frühere Befestigung. Die Zufluchtstätte war jedenfalls (Das hebt der Geschichtschreiber besonders hervor) nicht noch durch künstliche Verschanzung, sondern nur durch natürliche Anlage (non cura, sed natura) zur Vertheidigung geeignet. Die Truppen Childiberts verwüsten unter Leitung Godigisils weit und breit das Land, erstiegen die Höhe und treiben die Gegner mit Feuer aus dem Gottes-

hause. Ursio fällt im Streit; und Gobigisil gebietet Frieden, da er im geheimen Austrage Brunhildens, als der Mäthn der Tochter Vertisfreds, diesen schonen sollte. So sucht Der ein Asyl in der Kapelle des Bischofs von Verdun, ohne freilich für lange dem Tode entgehen zu können.

Wo das Woëvrekastell lag, bleibt ungewiß. Ein Mugaretum im Woëvregau erscheint in einer Schenkungsurkunde Pippins des Mittleren und der Plestrudis vom zwanzigsten Februar 691 zu Gunsten der 1552 abgetragenen Kirche bei Meh, in der Arnulf, der Stammvater des Karolingischen Hauses, beigelegt war; ein Floriacum im Woëvregau und der Grafschaft Scarpona in einer zum Vortheil des selben Gotteshauses wohl gefälschten und auf den sieben- undzwanzigsten Juni 706 zurückdatirten Stiftung.

Während die Gaue sonst einen Grafen an ihrer Spitze haben, findet sich auch der Fall, daß ihrer mehrere kleinere das Gebiet nur eines Grafen ausmachen oder daß ein großer pagus mehreren Grafen untersteht. Zur Zeit des Vertrages von Meerfen (870) waren zwei Grafschaften im Woëvregau, die an Karl den Kahlen fielen. Robert Parisot hat aus den Schätzen der Nationalbibliothek ein Dokument veröffentlicht, mit dem am vierzehnten Tage vor den Kalenden des Oktober (am achtzehnten September also) 882 zu Gunsten von Saint-Vanne vor Verdun, wo er auch zu ruhen wünscht, Hildebert, der Sohn des verstorbenen Grafen Berengar, auf ein Boura benanntes Besizthum, nahe der Ehiers in der Woëvregrafschaft (in comitatu Wabrinse), mit Wäldern, Wiesen, Weiden verzichtet.

Nach einer in der meher Geschichte der Benedictiner von der Bräderschaft von Saint-Vanne (1769 bis 1790) wiedergegebenen Urkunde von 914 zum Vortheil der Abtei von Gorze wird Conflans-en-Jarnisy als im Woëvregau und in der Grafschaft Verdun gelegen genannt; und als 952 Bischof Berengar das Kloster Saint-Vanne in Verdun ausstattet, erscheint in der Charta Herbeuville-en-Woëvre als Harbodivilla in Wapra, Acht Kilometer davon entfernt, trägt Gatonchâtel im Kanton Vigneulles-lès-Gatonchâtel, der sich des vorhin genannten größten der stehenden Woëvregewässer rühmen kann, den Namen des Bischofs von Verdun: Gatto(n), eines der gefügigen Werkzeuge Lothars des Zweiten und Karls des Kahlen. Die „Thaten der verduner Bischöfe“ nennen als seinen Todestag den ersten Januar; es war aller Wahrscheinlichkeit nach der des Jahres 870. Die Ortschaft liegt, 412 Meter über dem Meeresspiegel, auf der „côte“ und überragt die Ebene weithin mit Häusern und Kirche, die ein herrliches, dreitheiliges Skulpturwerk birgt: Christus am Kreuz, in der Mitte; links der Gang nach Golgatha, rechts die Grablegung, Entsammt es nicht dem Meißel von Vigier Richter selbst, dem großen Künstler aus Saint-Niziel, so verdankt es mindestens seinem starken Einfluß das Dasein.

Auch Etain (das lateinische Stagnum) an der Orne woëvroise, die

zur Mosel geht, zeigt mit Stolz in seinem Tempel mit dem stattlichen gothischen Chor eine Notre-Dame de Vitis Richiers. In Fresnes erhebt sich ein Denkmal für den im zweieinhalb Kilometer davon entfernten Manheulles geborenen Reitergeneral Marguerite, dem am Vorabend von Sedan nah beim calvaire d'illy eine Kugel das Leben nahm. Ein Stein bezeichnete dort auf dem Schlachtfelde genau die traurige Stelle, die anzukaufen Niemand gedacht hat; denn die von Besuchern stetig zerstampfte Saat zu schützen, hat man das schlichte Monument in die unmittelbare Nähe des Gnadenkreuzes von Illly gestellt und es so geschichtlich entwerthet. Galliffet hat, als Marguerites Nachfolger, am ersten September den berühmten Ritt der „braves gens“ befehligt, den das ruhige Feuer der feindlichen Infanterie zum Todesknäuel verwickelte.

Thiaucourt, mit Pflanzungen guten Weines, fährt, wenn auch noch am linken Ufer des Flusses Mad, in dessen Schlangensenfle sich frische Dörfer freundlich aneinanderreihen, schon die Charakterisirung: -en-Haye, die Bezeichnung des Ländchens, in das die Woëvre übergeht. Und nun des oft gehörten Wortes „Woëvre“ Erklärung? Etwas von Walbedresten und Buschwerk steckt darin; Du Gange wenigstens sucht aus alten Texten glaubhaft zu machen, daß in niederer Latinität vaura (vavra) und voura (vevra) ein damit bestandenes Gelände bezeichnet habe. Noch eine andere Deutung drängt sich auf. Douaumont ist in der Lokalaussprache: Devaumont; das keltische devö-, das das „Göttliche“ birgt, steckt darin; und Titanenarbeit wurde am divus mons, am Götterberg, oft gethan.

Reinickendorf-West.

Hans Flemming.



Verse.

Und füllet Ihr mit rothem Gold
 Bis oben Schacht um Schacht
 Und sprücht: „Nehmt hin, so viel Ihr wollt!“
 So wäre nichts vollbracht.

Doch trätet Ihr zum schlichten Herd
 Voll Lieb' und Mitleid hin,
 Dann wär' mit einem Mal bekehrt
 Des Volkes finst'rer Sinn.



Sich dort, so rief mein Freund, die wilden Kotten,
 Die johlend durch die stillen Straßen trotten!
 Hal! Solchem Pack gebühren nur Kanonen!

Ich sehe sie. Doch seh ich auch Millionen
Im Reiche der Lebendigen und der Schatten,
Die schweigend dulden und geduldet hatten.



Die Ihr Euch müht, die Menschheit zu entwöhnen
Der Märchen, die an ihrer Wiege klangen,
Ihr dünkt in arger Blindheit mir besangen
Und werdet nur verwirren, nicht versöhnen.

Denn Bilder sind, die uns die Welt verschönen,
An Bildern wird die Seele ewig hangen;
Nach neuen Märchen würde sie verlangen,
Vernähme sie die alten nicht mehr tönen.

Vielleicht erklänge Euer Urtheil milder,
Wüß' Euer Geist sich nie die Wahrheit hehlen,
Daß auch wir Menschen nur des Menschen Bilder.

Daß gleichsam Märchen unser ganzes Leben,
Das wir uns selbst und Andern vorerzählen . . .
Wer kann die Deutung dieses Märchens geben?



An Harden.

Ich möchte zagen, mein Gespann
Zur Morgensahrt zu schieren,
Vernehm' ich, wie Du, kühner Mann,
Die Geißel lässest schwirren.
Allein, wozu die Glossen?
Wir sind ja Sinnesgenossen.

Erwartend stampft mein feurig Ross,
Den Plan hinaus zu stieben . . .
Mich freuts, wie Du der Heuchler Troß
Verfolgst mit tausenden Hieben!
Ich fühls, es liegt beschlossen:
Wir streiten als Bundesgenossen.

Wohlan denn: Vorwärts! Wehe Dem,
Der unter meine Räder
Geräth, und zwiefach Wehe, wem
Dein Hieb trifft aufs Geäder.
Ich wette, er merkt verdrossen:
Die Beiden sind Bundesgenossen.

Christian Morgenstern.



Die belgische Frage.

Die nicht in bürokratischer Atmosphäre erzeugte Note an den Papst kündigt das Kommen eines „neuen Geistes“ an. Wenn dieser neue Geist wirklich einkehren soll, ist es zunächst notwendig, daß das deutsche Volk sich vor seinem eigenen Bewußtsein mit Dem, was man die belgische Frage nennt und was nie eine Frage hätte werden sollen, auseinandersetzt. Nachdem der Krieg unvermeidbar geworden, der Kriegszustand erklärt war, erschien in den Morgenblättern vom ersten August 1914 die halbamtliche Mitteilung, daß die Einberufung des Reichstags zum vierten August in Aussicht genommen sei. In dieser Reichstagsitzung erklärte der Reichskanzler, Herr von Bethmann: „Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht auch schon belgisches Gebiet betreten müssen“, und er fügte hinzu: „Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts“. Er sagte weiter, Frankreich sei zum Einfall bereit gewesen. Das hätte verhängnisvoll werden können, Deutschland sei deshalb gezwungen gewesen, sich „über die Proteste der luxemburgischen und belgischen Regierung hinwegzusetzen“; aber „das Unrecht, das wir damit thun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärischer Zweck erreicht ist.“ Man hat diese Worte, die damals, wie der Stenographische Bericht zeigt, mit Beifall aufgenommen wurden, sehr heftig getadelt; und auch Leute, deren Kopf sonst klar ist und deren Herz richtig schlägt, haben besonders nach der Auffindung der brüsseler Dokumente gemeint, Herr von Bethmann Hollweg hätte den Satz vom Unrecht besser unterdrückt. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Welt draußen uns stärkere Sympathien gespendet hätte, wenn schon am vierten August versucht worden wäre, einen von der belgischen Regierung begangenen Neutralitätsbruch festzustellen. Aus den belgischen Aufzeichnungen über die Schritte der englischen Militärattaches, der Oberstleutenants Barnardiston und Bridges, ergibt sich deutlich, daß die englischen Militärs sehr ungeniert die Verführerrolle spielten und daß die belgische Regierung vom geraden Wege abirrte, indem sie die englischen Vorschläge entgegennahm. Aber die Welt hat und hätte immer eingewendet, daß von der belgischen Regierung keine bindenden Abmachungen getroffen worden seien, daß der belgische General Jungbluth auf die Zumuthungen des Oberstleutenants Bridge geantwortet habe, Belgien könne sich selber schützen, und daß in dem Bericht über die Anträge des Herrn Barnardiston sich die Bemerkung finde: „Der Einmarsch der Engländer in Belgien solle nur nach einer Verletzung unserer Neutralität durch Deutschland geschehen.“ Ob Herr von Bethmann am

vierten August von Unrecht oder Recht sprach, war für den Eindruck im Auslande wohl ziemlich gleich. Absofatenkunst wäre in diesem Fall schwerlich viel wirksamer gewesen als eine ethisch gefärbte Aufrichtigkeit.

Am selben Tage, unmittelbar vor dem Abbruch der deutsch-englischen Beziehungen, sandte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, dem Deutschen Votschafter in London, dem Fürsten Lichnowsky, die Weisung: „Wollen Sie, bitte, jedes Mißtrauen, das die großbritanische Regierung in Bezug auf unsere Absichten haben könnte, zerstreuen, indem Sie die ganz formelle Zusicherung wiederholen, daß, sogar im Fall eines bewaffneten Konfliktes mit Belgien, Deutschland sich unter gar keinem Vorwand belgisches Gebiet aneignen wird. Die Aufrichtigkeit dieser Erklärung ist durch die Thatsache bewiesen, daß wir Holland unser feierliches Versprechen gaben, seine Neutralität aufs Strengste zu achten. Es ist augenscheinlich, daß wir uns nicht belgisches Gebiet aneignen könnten, ohne uns zugleich auf Kosten der Niederlande zu vergrößern.“ Diese Erklärungen waren damals etwas ganz Selbstverständliches, einen anderen Standpunkt schien es gar nicht geben zu können, denn Niemand — Niemand außerhalb des engeren alldeutschen Kreises und einiger geschäftigen Konsortien — hatte auch nur in jenen kühnen Launen, denen mitunter der harmloseste Bürger sich hingiebt, an eine Wegnahme Belgiens gedacht. Konnte das deutsche Volk, das mit seinem letzten Blutstropfen den eigenen Boden und die eigene Freiheit verteidigen und niemals dem Gebot eines fremden Machthabers sich beugen würde, das nationale Leben eines anderen Volkes zerbrechen, den Willen eines anderen Volkes unterjochen, den Besitz fortnehmen wollen, den ein anderes Volk sich in langer Arbeit geschaffen hat? In diesem Lande hier, wo der Kampf für die Befreiung des Individuums von Glaubensfesseln gepredigt worden ist, sollte man, im zwanzigsten Jahrhundert, zur Unterwerfung fremder Selbständigkeit ausgezogen sein? Hat hier nicht Kant gelehrt, ist hier nicht nationales Freiheitsverlangen in nationalen Liedern emporgerauscht, liest man in unseren Schulen nicht den „Abfall der vereinigten Niederlande“, spielt man auf unseren Bühnen nicht „Wilhelm Tell“? Und was mußte schließlich das Ergebnis sein, wenn man über die Erklärungen und Zusagen der Regierung, über das geschriebene und das ungeschriebene Recht achselzuckend hinweggehen wollte und wenn, nach einem Kriege von vielen Jahren, die Rettung Belgiens wirklich gelang? Minderung der nationalen Einheit, Geschwürsraß am gesunden Körper des Reiches, immer neue feindliche Weltkoalitionen, Aussperrung von allen Bereichen des Handels und des Geistes, endloses Rüstungsfieber, endlose Hinderung politischer Bewegungsfreiheit, endloser Kampf. Die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes ersahnte nicht einen solchen unerfreulichen und gefährlichen Gewinn. Sie zog zum Schutz des eigenen Hauses, nicht zur Wegnahme des fremden in den Krieg.

Im Frühling 1915 aber begann dann, mit reichen und starken

Mitteln, die annexionistische Agitation. Die sechs wirtschaftlichen Verbände verfaßten, unter Führung des schwerindustriellen Centralverbandes, das Programm und legten es, wie eine Rechnung, von der nichts abgelaßen werden könnte, Herrn von Bethmann vor. Eine ähnliche Wunschliste verfertigte der Alldeutsche Verband. Und dann trat man, im Namen des Idealismus, an „die Führer der deutschen Bildung“, an die Universitätprofessoren, heran. Anhänger für die Kriegsziele wurden geworben, Listen wurden herumgereicht und die Philosophen, die Historiker und die Völkerrechtslehrer schrieben in großer Zahl ihre Namen ein. Es fanden sich Philosophen, die Kant widerlegten, und Historiker, die klar bewiesen, Belgien sei nur ein Verlegenheitsprodukt politischer Rechenkünstler und darum eigentlich gar kein Staat. Es fanden sich Völkerrechtslehrer, die, wie Volonius, bereit waren, abwechselnd zu versichern, eine Wölfe sehe aus wie ein Walfisch oder wie ein Kamel. Diese Bewegung blieb nicht ganz ohne Abwehr; an einem Julinachmittag wurde in einem Sieben-Männer-Kreise, in einer Gelehrtenvilla des Grunewalds, eine Erklärung verabredet, die etwas kompromißlich endete, aber aussprach: „In rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist.“ Ungefähr hundert meist sehr beträchtlich Männer, berühmte Gelehrte, ehemalige Staatssekretäre, Unterstaatssekretäre und andere hohe Beamte, Geistliche, Mitglieder des Hochadels, Handelsherren, Großindustrielle und Diplomaten gaben ihre Unterschrift. Dies waren die ersten Tage des Streites. Und leider hat dann die Partei der Machtpolitiker mit viel mehr Schakraft, Organisationsfönn, rücksichtsloser Draufgängererei gelämpft und hat sich auch freilich viel mehr förderlicher Günst erfreut als die Partei des Rechtes und der Vernunft. Es wurde behauptet, der Widerspruch gegen die Annexionsgelüste könnte die Stimmung verderben, und um nicht als ein „Flaumacher“ zu gelten, blieb Mancher, der hätte reden müssen, stumm. Gewöhnlich sprechen Diejenigen, die, über Rechtsgrundsätze und deren Verpflichtungen hinweg, an das Ziel ihres Begehrens gelangen wollen, ihre Pläne und Absichten nur behutsam aus. Hier war es umgekehrt: Diejenigen, die für den Rechtsgebanten eintraten, flüsterter und die Anderen sprachen laut. Es kam hinzu, daß Herr von Bethmann, der niemals die Annexion Belgiens oder der belgischen Rüste gewollt hat, das entscheidende Wort, wenigstens in der Oeffentlichkeit, vermied. So konnten die großen Machtpredigten immer wieder Gläubige finden, wurden die Gemüther immer weiter erhitzt. Durch die Unklarheit der Regierungssprüche, durch die Begünstigung des annexionistischen Kraftgebahrens schuf man für den Tag des Friedens und für den Tag, wo die Herausgabe Belgiens zugestanden werden sollte, Schwierigkeiten, eine gedrückte Opposition, eine organisierte Unzufriedenheit. Und nur, weil die Annexionisten zu lange ihren Willen hinausgerufen haben, können die Gegner Deutschlands heute

sagen, daß der selbstverständliche, schon am vierten August 1914 ausgesprochene grundsätzliche Verzicht auf Belgien ein Rückzug, ein Ein-sargen unerfüllbarer Wünsche sei. **Theodor Wolff.**



Was Ihr laset, ist ein kurzer Abschnitt aus dem (im Berliner Kronenverlag erschienenen) Buch „Vollendete Thatfachen; 1914 bis 1917“, in dessen Band der Leiter des Berliner Tageblattes seine besten Aufsätze aus leidiger Kriegszeit gesammelt hat. Aus einem Buch, das heute lesenswerth ist, noch morgen sein wird. Herr Wolff schreibt reinliches Deutsch (das er oft mit unserer Zone fremd gewordener Unmuth formt) und hängt mit sauber liebendem Herzen an Deutschland; ist in edlerem Sinn Patriot als Herr Jgendwiler aus dem Troß, der Dunkel, Fremdenhaß, Nationalprophetium züchtet und jedem Pöbeltrieb in Selbstvergottung mit Zucker füttert. Ein Skeptiker, der auch an Daimonion nicht glaubt, auf die Wirbel der Leidenschaft lächelnd, mit gehobenen Brauen, blickt, nur in nüchternern Vernunft, in der Kühle nachsozialistischer, francischer raisonnements sich heimlich fühlt und zu Kompromiß, wie zu anderer Lebensnothwendigkeit, willig ist. Im Tiefsten, vielleicht, weniger Politiker als literatus, homme de lettres, den Selbstbescheidung und Pflichtbewußtsein früh von dem Versuch, ins Dichterreich vorzubringen, weggeschleucht haben. Wozu früh: mit seinen Sprachkünsten, seinem grazilen, manchmal dem Humor verschwägerten Witz könnte er in (und über) Theater und Schönliteratur seinen Landleuten Nüchliches und Ergöhlisches sagen. In der furchtbar harten Kriegsprüfung hat er Charakter und Verstand so rühmlich bewährt wie nur ein schmales Fähnlein aufrechter Zeitungsmänner. Für sich, in den Spalten, die er selbst mit erläuternden Glossen füllte, hat er nicht Kompromiß, feige, doch stets irgendwie zinsende Verständigung mit den herrschenden Gewalten, des Schwertes oder des Goldkalbes, erstrebt. Drum durfte er die Sammlung seiner „Kriegsartikel“ wagen; und das Vorwort des achtbaren Bandes in mahnende Zuversicht münden lassen. „Zu der Vernichtung des Lebens und des in stiller Arbeit aufgebauten Hauses trat überall eine Verheerung des geistigen Besitzes, den die Menschheit in langer Entwicklung angeblich für immer erworben hatte. Gleich entweihten Priestergewändern wurden von Vielen die werthlos gewordenen Grundsätze des Rechtes, der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde in den Trödelkasten gehängt. Das unerfreuliche Geschlocht der pathetischen Philister und der Pharisäer breitete sich aus. Diejenigen, die keinen Feind auf dem Boden ihrer Heimath dulden, aber auch das Erbtheil der edelsten Geister unbetriabar, mit ruhigem Sinn, behüten wollen, fühlen sich zu einer gemeinsamen Aufgabe vereint. Sie tragen aus der Zerstörung die wahren Hausgötter in die Zukunft hinein.“



Die bewährte
Drahtlampe

Osram

MANOLI



Nordische Anleihen,

Russische und Balkanwerte, Oesterreichische Anleihen, Amerikanische

Bonds, Chinesen, Japaner. Anstellungen erbeten.

E. Calmann, Hamburg. Errichtet 1853.**Dresden - Hotel Bellevue**

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Weinstuben

**Vorzügliche Küche
Krebse****Mitscher**

Französische Strasse 18

Wiener Schloss-Restaurant

Dorotheenstr. 77-78 (im Hause Schloß-Hotel)

Erstklassige Wiener Küche

Pilsner Urquell, Stechen-Bräu Weine von Paul Eggebrecht

**Finser
Wasser****Bublitz/Pom.**

Pfr. Kranenbergs Einj., Prim.- u. Fähr.-Anstalt.

Fam.-Pens. Ob.-Tert. bestand schon nach 6 Wochen, Unt.-Tert. nach 7 Monaten, Quart. nach 1½, Dorfchiller nach 1½ Jahr die Einjährigen-Prüfung. Gute Kost.

Dr. Möllers Sanatorium Dresden-LaschwitzHerrl. Lage
Wirks. Heilverf.
Lehren. Krankh.**Diätet.
Kuren**Zweigangst.
tägl. 6 M.
Presp. u. Besuch fr.**Was will der Lebensbund
Organisation zur Reform des Sich-Findens?**

Der „Lebensbund“ bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was Hunderte großer, ernster Männer der Wissenschaft, Geistesliche, Aerzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende dankbarer Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lassen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle tüchtigen Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönl. Rücksichtnahme gebunden zu sein od. gesellschaftl. Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzl. Fremden gegenüber offenbaren zu müssen u. endlich auch, ohne Zeit zu verlieren. Der „Lebensbund“ verlangt keinerlei Verschuß u. Provision, er ist keine gewerbli. Vermittlung, send. Mit dem schwierigen Problem in einer Weise, die als „überaus genial“ gekennzeichnet wurde u. hundertf. höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, ford. vertramensv. von d. „Organisation Lebensbund“, Geschäftsst. u. Adresse: **G. Bereiter, Verlagsbuchhdlg., Schkenditz 80, Leipzig**, gegen Einsend. von 30 Pf. dessen hochinter. Bundesschriften. Zusend. erfolgt sof. unakuffällig in verschl. Brief. Allerstrengste Verschwieg. wird zugesich.

Rheinische Handelsgesellschaft m.b.H.

Bankgeschäft — Düsseldorf 25.

An- und Verkauf von Effekten

sowie Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432.

Telegramm-Adresse: V e l o x.

Hildesheimer Bank.

Die Aktionäre unserer Bank werden hierdurch zur
32. ordentlichen Generalversammlung
auf Sonnabend, den 23. Februar 1918, mittags 12 Uhr,
in Hildesheim im Bankgebäude
eingeladen.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Vorlage der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1917.
2. Bericht des Aufsichtsrats.
3. Beschlussfassung über die Bilanz und die Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1917.
4. Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes.
5. Beschlussfassung über Verteilung des Reingewinns und Auszahlung der Dividende.
6. Aufsichtsratswahlen.

Hildesheim, den 21. Januar 1918.

Hildesheimer Bank.

Der Aufsichtsrat.
v. Voigt, Vorsitzender.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Margratenstr. 59, Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.



NITRALAMPE

A. BATSCHARI

Cigaretten

Fürsten-Klasse



Imperator 25.⊘, Kaiser 15.⊘
Fürst Fürstenberg 15.⊘, Prinz Fr. C. Hohenlohe 10.⊘
Prinzess M. Hohenlohe 10.⊘
Prinzess Charlotte 8.⊘
Prinzess Victoria Louise 6.⊘



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Nebänder, Berlin-Steglitz,
Druck von Vogt & Gierke G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 60.